

Queer als Theorie und rezeptionsästhetischer Ansatz

Ján Demčišák

1. Zum Begriff *Queer*

Am Anfang der folgenden Auseinandersetzung mit der *Queer*-Theorie wäre sicherlich die einschlägige Definition von *queer* zu erwarten und dennoch könnte hier solche Erwartung enttäuscht werden, da sich um den genannten Begriff teilweise die Aura des Undefinierbaren, Wandelbaren und Uneindeutigen gebildet hat, die ihn zugleich als fließendes Feld von vielen Möglichkeiten erscheinen lässt. Es widerstrebt sogar manchen Theoretikerinnen und Theoretikern, diesen Begriff in eine Zwangsjacke von terminologischer Einengung zu bringen und ihn somit erstarren zu lassen. Auf der einen Seite birgt diese Einstellung Gefahr, dass infolge der Absenz einer exakten Definition die *Queer*-Theorie nur als intuitive und unzulänglich ausgearbeitete Theorie angesehen wird, und dass sie um so mehr um Akzeptanz ringen muss (vgl. Jagose 2005: 124). Auf der anderen Seite ist es eben die Unbestimmtheit, die den „vielbeschworenen Charme“ von *queer* ausmacht.¹

Das englische Wort *queer*, das möglicherweise von deutschem „quer“ abgeleitet ist, bedeutet soviel wie seltsam, sonderbar, merkwürdig, eigen(tümlich), exzentrisch, gefälscht, fragwürdig, bzw. als Verb irreführen, etwas verderben, verpfuschen (vgl. Metzler Lexikon Gender Studies: 327; Hark 2004: 73). Insbesondere wurde und wird es aber als Schimpfwort für die Homosexuellen gebräuchlich. Um die Radikalität dieser Bezeichnung anschaulich zu machen, müsste es im Deutschen eigentlich mit „pervers“ übersetzt werden. In dieser Hinsicht widerspricht *queer* immer dem „Normalen“, der Norm und gilt deswegen als exzentrisch oder abnormal (vgl. Spargo 2001: 38), was uns wiederum die Schwierigkeit einer Definition vor Augen führen muss, denn als solches kann *queer* nur aufgrund der Relation zu dem an sich ebenso vagen Begriff „Normalität“ abgegrenzt werden. Im Bezug auf die Homosexualität heißt das *Queer*-Sein: gegen die angeblich natürliche Heterosexualität zu verstoßen, anders oder auch abartig zu sein. Trotz dieser strikt negativen und homophoben Konnotation kam es jedoch überraschenderweise dazu, dass sich die homosexuelle Subkultur dieses beleidigende Wort aneignete und dessen Bedeutung zu einem neuen Zweck reformulierte.² Dies geschah allmählich (obwohl in der Theorie immer wieder von einem „queer moment“ gesprochen wird) im Zuge der in den 60er Jahren antretenden Veränderungen in der gesellschaftlichen Positionierung der homosexuellen Community, die ihren ostentativen Ausdruck in mittlerweile fast zu Emblem gewordenen Ereignissen um Stonewall³ erreichten. Die hiermit markierte Wende in der Emanzipationspolitik von Schwulen und Lesben führte die Abwendung von den früheren bis Ende des 19. Jahrhunderts reichenden assimilatorischen Homophilenbewe-

¹ Diese Äußerung von Jagose ist vielleicht mit einem Hauch von Ironie zu lesen, was jedoch hinwieder auf das kritische Durchque(e)ren der eigenen Theorie verweisen würde (vgl. Jagose 2005: 14).

² Ähnliche Veränderung machte z. B. auch der Begriff „gay“ durch. Zu der Geschichte des Gebrauchs von *queer*, *gay* etc. vgl. Jagose 2005: 97.

³ Am 27. 6. 1969 setzte sich die schwule Community gegen die Polizeirazzia im New Yorker Lokal Stonewall Inn zur Wehr, der Konflikt verlagert sich auf die Straßen und verwandelt sich zu einem offenen Kampf um das Recht auf die laute Artikulation der eigenen Identität. Dieses Ereignis bedeutet einen symbolischen Bruch mit der Politik der stillen Anpassung.

gungen herbei und bahnte zugleich die Formierung einer neuen Homo-Befreiungsbewegung an. Dieser reformorientierte radikale „gay movement“ ist unter anderem ohne den Kontext der unterschiedlichsten Protestbewegungen der damaligen Zeit nicht zu denken, die durch das öffentliche und oft militante Auftreten nicht nur Aufmerksamkeit erlangen, sondern auch eine Änderung im dem gesellschaftlichen Leben bewirken wollten. Erinnert sei zum Beispiel an Proteste der Schwarzen, Studenten, Hippies, Antikriegsaktivisten, etc. So setzt auch die moderne Schwulenbewegung auf die Kraft des Lautwerdens und des Coming-out⁴. Damit rückte die Auffassung der Homosexualität als Identität, in den Vordergrund was einerseits das Erreichen von politischen Zielen, wie auch eine Art Bündnispolitik mit ähnlichen minoritären Gruppen⁵ ermöglichte, obwohl dadurch auf der anderen Seite ein Zwiespalt zwischen *queerer* Theorie und Praxis generiert wurde: ein Widerspruch zwischen dem theoretischen Unterminieren der Identitätsauffassung und der Notwendigkeit der Identität für die Entstehung einer politisch handelnden Masse⁶. Diese Diskrepanzen zeigen und verschärfen sich dann in den späteren 80er und 90er Jahren. Das politische Engagement der schwulen Gruppen zeigt sich in dieser Zeit als Erfordernis. Und das vor allem angesichts der Aids-Krise, die wachsende, teils demagogisch verursachte Homophobie und Feindlichkeit, verstärkten Konservatismus und eine neuartige, dem Bild der Familie huldigende Ikonophilie mit sich brachte. Im Jahr 1990 wurde so auf dem Treffen der Gruppe ACT UP die Organisation „Queer Nation“ ins Leben gerufen. Unter dem provokativen Begriff *queer* sollten die teils auseinandergelassenen Gruppierungen von Schwulen und Lesben, Bisexuellen und Transgender, genauso wie viele gesellschaftliche Außenseiter vereinigt werden⁷, um eine stärkere und wirksamere Koalition zu gründen, mit dem Ziel, sich von der Uniformität, von der vorgeschriebenen Lebens- und Liebungsweise und vom Zwang einer binären hierarchisierten Logik, die die Menschen auf Grund ihres Körpers, Geschlechts, der Rasse, der sexuellen Orientierung, Lebensweise, Klasse, etc. in gute/normale und schlechte/abnormale teilt, zu befreien. Dabei ist dieser neu akzentuierte Identifizierungsbegriff paradoxerweise mit dem konservativen Ausdruck „Nation“ gepaart, was unterschiedliche pro und kontra Einstellungen und Bewertungen hauptsächlich auf der theoretischen Ebene produziert (vgl. Jagose 2005: 136ff). Unbestritten bleibt die Tatsache, dass Queer Nation zur Popularisierung des Begriffs *queer* beigetragen und auch dessen Bedeutung (bzw. den Bedeutungswandel) wesentlich geprägt hat. So findet dieser Term gleichzeitig seinen Eingang in die Welt der Theorien und fasst dort Fuß.

⁴ Coming-out hängt u. a. mit dem Gefühl vom Stolz (homo /gay zu sein), aber auch mit dem Verschieben der Grenzen der Privatsphäre zusammen. Es hat jedoch auch eine erkenntnistheoretische Dimension. Zu Coming-out vgl. „Die Epistemologie des Verstecks“ von Sedgwick (2003).

⁵ Parallelität in der Auffassung von Homosexualität als Minorität setzt sie auf eine ähnliche Ebene mit den auf Grund der Klasse, Rasse oder Geschlecht unterdrückten Gruppen und lässt eine Art von Allianzen in Betracht ziehen (z. B. Homosexuelle und Frauen als gemeinsame Gegner des Patriarchalsystems). Obwohl andererseits auch eine Art Konkurrenz zwischen diesen Gruppen bestehen kann.

⁶ Ein ähnlicher Widerspruch ist auch zwischen dem theoretischen Feminismus und der feministischen politischen Praxis zu beobachten, also zwischen der Auffassung von Frau als politische Kategorie einerseits und Frau als einer nicht mehr haltbaren Kategorie innerhalb der Gender-Theorie andererseits.

⁷ Einen interessanten Vermerk zur der ethischen Dimension eines solchen Sammelbegriffs macht Nina Degele, denn die sexuellen Randpositionen betreffen auch Pädophile, Zuhälter, Kannibalen etc. (Degele 2008: 42, Anm. 9).

2. *Queer* als Theorie

Die Einführung in das wissenschaftliche und akademische Umfeld verdankt *queer* unter anderem der Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis, die das Wort als Theorem bereits 1989 für eine Konferenz in Santa Cruz (Kalifornien) wählte und es mit dem Vorhaben, die begrenzten Begriffe schwul und lesbisch zu überwinden, zum Projekt der „Queer Theory“ erklärte. Das anschließend 1991 von ihr herausgegebene Heft der Zeitschrift „differences. A Journal of Feminist Cultural Studies“ widmet sich explizit der neu entstehenden *Queer*-Theorie. Einer schnellen Etablierung dieser theoretischen Richtung verhalfen v. a. zwei Tatsachen: ihre Anknüpfung an die bereits akademisch verankerten Schwul-lesbischen Studien (gay and lesbian studies), die natürlich nur dank der vorherigen Emanzipations- und Befreiungsbewegung an einigen Universitäten bereits existierten, und zweitens ihr Zusammenhang mit der Problematik und den Theorien der Frauen-, Männer- und Geschlechter-Forschung (women studies, men studies und gender studies), mit denen sie in einer Beziehung der gegenseitigen Ergänzung, Beeinflussung und der kritischen Hinterfragung steht.

Wie bereits erwähnt wurde, könnte die Herausbildung der *Queer*-Theorie als Umformung und Vereinigung der früheren Schwulen und Lesbischen Studien verstanden werden.⁸ Die Theoriebildung um Queer überschreitet jedoch so eine trivial formulierte Verbindung, weil sie unbedingt in das Geflecht der Auseinandersetzungen der Gender-Theorien eingewoben ist (oder eben aus diesem Gewebe hervorgeht) und in mehr oder weniger enger Beziehung zu den Fragen des Feminismus steht⁹, was zugleich heißt, dass viele Berührungspunkte in ihrem theoretischen und begrifflichen Apparat festzustellen sind. Im Allgemeinen versuchen sich die *Queer*-Studien vom Feminismus (und den Gender-Theorien), der die Fragen der Geschlechterverhältnisse in den Vordergrund rückt, als Theorien der Sexualität zu differenzieren¹⁰. Dass sich diese Spezifikation auch im deutschsprachigen Raum durchgesetzt hat, beweist unter anderem auch Andreas Kraß in seiner Einführung zu den *Queer*-Studien. Obwohl er klar macht, dass es nicht möglich ist, die Breite der „Queer Theory“ und „Queer Studies“ zu beschreiben, deren drei signifikante Züge¹¹, auf die er sich konzentriert, verbindet eben der Aspekt der Sexualität. Derselbe Bezugspunkt ist auch für die HerausgeberInnen und ÜbersetzerInnen von Jagoses Buch wichtig. In ihrer Auffassung des Wissenschaftsfeldes und der Fragestellungen von *Queer* „wird folglich Kultur – insbesondere Literatur, Sprache und die sogenannte Populärkultur – daraufhin befragt, wie sie (Hetero-)Sexualität formen, und umgekehrt, wie (Hetero-)Sexualität Kultur formt und bestimmt.“ (Genschel et al. 2005: 169). *Queer*-Theorie stellt also eine spezifische kulturwissenschaftliche Perspektive dar.

Queer steht eindeutig im Gedankengerüst des poststrukturalistischen Kontextes¹² und als

⁸ Bei Ralph J. Poole scheinen z. B. „gay and lesbian theory“ und „queer theory“ durchaus äquivalente Begriffe zu sein. (Pool 1995: 121). Die Beziehung zwischen den Bezeichnungen schwule und lesbische Theorien einerseits und der Queer-Theorie andererseits ist wie zwischen Feminismus und Gender.

⁹ Es ist zu berücksichtigen, dass die führenden TheoretikerInnen der *Queer*-Theorie wie Butler, Lauretis, Halperin, Sedgwick, Case Positionen des Feminismus vertreten, obwohl ihnen oft vorgeworfen wird, dass der Standpunkt von *queer* unfeministisch ist.

¹⁰ Die „feinsäuberliche Trennung“ des Blickwinkels in Richtung Geschlecht oder Sexualität wird hingegen z. B. von Butler, Jagose oder anderen WissenschaftlerInnen kritisiert (vgl. Jagose 2005: 154).

¹¹ Kraß widmet sich in der Vorstellung der *Queer* Theorie als kulturwissenschaftliches Projekte den Problemen der Performativität, Historizität und Semiotik der Sexualität (Kraß 2003: 20).

¹² Die Verbindung von *Queer*-Theorie und Poststrukturalismus formuliert auch Alan Sinfield: „In my view queer theory is a species of poststructuralism and deconstruction.“ (Sinfield 2005: ix; ebenso

Wegbereiter der *Queer*-Theorie wirkten unter anderem der so genannte genetic turn¹³ und die Wende von der essenzialistischen zur konstruktivistischen Auffassung des Geschlechts¹⁴ und der Sexualität. Bereits Foucault wies darauf hin, dass die Homosexualität eigentlich eine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts ist, womit er meint, dass sie im Laufe der Geschichte erst diskursiv hervorgebracht wurde, und das zuerst im medizinischen Diskurs. Dies zeugt zugleich von der Veränderbarkeit ihrer Auffassung. Tatsächlich sind in der abendländischen Zivilisation, in ihrem Denken und ihrer Epistemik eindeutig unterschiedliche sich historisch wandelnde Konzepte der gleichgeschlechtlichen Sexualität nachzuweisen. Zu den bekanntesten gehören Päderastie, Sodomie und Homosexualität.¹⁵ Obwohl Michel Foucault nicht der erste ist, der über die Konstruktion der Sexualität spricht, hat er mit seinen genealogischen Studien die Entstehung und Entwicklung der *Queer*-Theorie angeregt und wesentlich beeinflusst. Genau so wichtig wie die These der Konstruktivität war auch seine Verbindung der diskursiven Praktiken mit den Mechanismen der Macht. Die Macht entspringt laut Foucault einem Kräftespiel im diskursiven Umfeld, dem Aufeinanderwirken der Diskurse und ihrer Gegen-Diskurse (die zugleich an gesellschaftliche Institutionen, Produktionsapparate und Gruppen gebunden sind) und führt zur Spaltung des sog. Gesellschaftskörpers in ungleiche Teile. Diese Spaltung begründet ein Herrschaftsverhältnis zwischen Beherrschten und Unterdrückten und lässt zwischen ihnen eine bewegliche, veränderbare und diffuse Kraftlinie entstehen. Dabei ist die Macht nicht als negative Kraft zu verstehen, denn sie existiert eher als Auswirkung und nicht als Ursache dieses Verhältnisses und trägt immer die Möglichkeit einer Veränderung und Verschiebung der unsichtbaren Grenze in sich. Auf der anderen Seite ist mit der Machtdisposition eine regulative Praktik verbunden, die sich auf die Individuen projiziert und mit der Konstituierung der Subjektivität und der Subjektposition zusammenhängt. Die Subjektivität erweist sich als Ort, an dem es zur Überlappung verschiedener Diskurse kommt und als Ort, den die Regulationen der Macht (mit)bestimmen. Obwohl das Subjekt in die Machtverhältnisse eingebunden ist, kann es jederzeit Widerstand in Form eines Gegendiskurses (oder von Gegendiskursen) leisten, worauf sich auf diese Weise seine Freiheit begründet. Die Analysen der Machtstrategien innerhalb der Diskurse und insbesondere innerhalb des Sexualitätsdiskurses machten Foucault zu der Vaterfigur und Ikone der *Queer*-Theorie¹⁶.

Im Sinne von Foucault versucht auch Judith Butler, eine der wichtigen Gestalten der *queeren* Theoriebildung, eine Genealogie der Machtformationen durchzuführen. Sie erforscht die Verflechtung der Macht mit den Kategorien Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren (sex, gender, desire). Ihrer Meinung nach sind die Macht/Diskurs-Regime im Bereich der Formierung der Identität von Phallogozentrismus und Zwangsheterosexualität geprägt. In ihrem Buch „Unbehagen der Geschlechter“ beschäftigt sie sich unter anderem mit der Differenz Geschlecht/Geschlechtsidentität, die sie radikal hinterfragt. Die Prämisse, von der sie ausgeht,

Jagose 2005: 98ff)

¹³ Zu dem Begriff genetic turn, der die Trennung von Geschlecht (sex) und Gender markiert, vgl. Braun 2000: 50ff.

¹⁴ Es herrscht fast allgemeiner Konsensus darüber, dass das Geschlecht im Sinne eines sozialen Geschlechtes (gender) ein soziokulturelles Konstrukt ist, die These von Butler, dass nicht nur gender, sondern auch sex eine diskursiv hervorgebrachte Entität ist, bleibt von vielen umstritten oder missverstanden. Vgl. z. B. Butlers Reaktion vor allem auf die deutsche Rezeption ihres Buches "Gender Trouble" (Butler 1997: 9).

¹⁵ Außer der bereits bei Foucault erwähnten Päderastie und Sodomie zählt Halperin zu den sog. prähomosexuellen Konzepten noch die Effemination und Freundschaft (vgl. Halperin 2003: 181).

¹⁶ Foucault wurde in diesem Zusammenhang von David Halperin auf kritische Weise sogar als Heiliger bezeichnet. Zu Beziehung der Queer-Theorie zu Foucault vgl. Tasmin Spargo: Foucault and Queer Theory. Praha 2001.

lautet: „Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (sex) immer schon Geschlechtsidentität (gender) gewesen, so daß sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist“ (Butler 1991: 24). In ihrer Analyse des Diskurses um die Geschlechtsidentität entlarvt sie das Geschlecht (sex) als scheinbar vordiskursiv gegebenen Effekt der kulturellen Konstruktion, der zugleich seine diskursive Produktion verschleiert. Die feministische Forschung und Politik (insbesondere in Deutschland) betrachtete diese These als reine Provokation und so kam es zu einer regen Auseinandersetzung mit Butler und ihrer Kritik an der Kategorie „Frau“ als auch an dem Begriff der Identität überhaupt. Die frühe Rezeption konzentrierte sich dabei vor allem auf (und protestierte gegen) Butlers Aufhebung der theoretisch bereits breit anerkannten Unterscheidung zwischen dem biologischen und dem sozialen Geschlecht (sex/gender), die als These in der Frauenbewegung schon eine lange Geschichte hat und sogar bis zu Simone de Beauvoir zurückreicht. Meistens wurde jedoch der Fakt, dass Butler im Wesentlichen das Konzept der Sexualität und Heterosexualität als normierende und Identität stiftende Größe hinterfragt, eher außer Acht gelassen. Dabei sieht z. B. Sabine Hark vor allem in dem neuen Theorem der „heterosexuellen Matrix“ einen der zentralen Beiträge Butlers so für die Gender-Studien wie auch für die *Queer*-Theorie (vgl. Hark 2005: 289). Unter der heterosexuellen Matrix versteht Butler „das Raster der kulturellen Intelligibilität, durch das die Körper, Geschlechtsidentitäten und Begehren naturalisiert werden“ (Butler 1991: 219). Sie stützt sich dabei auf Begriffe wie „heterosexueller Vertrag“ (Witting) oder „Zwangsheterosexualität“ (Rich) und präsentiert ein neues epistemisches Modell der Geschlechter-Intelligibilität, in dem Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren einen diskursiv verflochtenen und untrennbaren Zusammenhang bilden, das auf sexueller Binartität und Hierarchie aufbaut. Die Geschlechtsidentität ist im gewissen Sinne als Bedeutung zu verstehen, die der bereits sexuell differenzierte Körper annimmt und die als Bedeutung nur in Relation männlich – weiblich existieren kann¹⁷ und außerdem von der Komponente des Begehrens nicht zu trennen ist. In ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ geht sie unter anderem auf die Produktion der heterosexuellen Matrix ein und untersucht zwei Geschlechtsidentität konstituierende Mächte – das Gesetz und das Verbot – und deren Wirken. Auf der theoretischen Ebene arbeitet sie mit der Lektüre von Lévi-Strauss, Freud, Lacan, Riviere oder Rubin.¹⁸ In ihrer Schlussfolgerung ist sie mit Foucaults Kritik an der Repressionshypothese einverstanden und zeigt, dass das Begehren nicht Objekt der Repression ist, sondern vielmehr genauso wie der Körper und das Geschlecht von der Macht des Gesetzes produziert wird (vgl. Butler 1991: 118). Hinsichtlich dieser Praktik der Produktion und des Verbots „offenbart sich die Homosexualität als ein Begehren, das gerade produziert werden muss, um verdrängt zu bleiben. Oder anders gesagt: Damit die Homosexualität als distinkte gesellschaftliche Form intakt bleibt, ist es erforderlich, daß es eine intelligible Konzeption der Homosexualität und zugleich das Verbot dieser Konzeption gibt, indem sie nämlich unintelligibel gemacht wird.“ (Butler 1991: 120)

Der Begriff der heterosexuellen Matrix steht einem der zentralen Begriffe der *Queer*-Theorie – dem Terminus Heteronormativität sehr nahe. Nina Degele definiert ihn wie folgt:

„Heteronormativität ist ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Insti-

¹⁷ Butler setzt sich mit unterschiedlichen Auffassungen dieser Relationen im feministischen Kontext auseinander, wobei sie darauf aufmerksam macht, dass sie alle trotz der Unterschiede auf der geschlechtlichen Asymmetrie basieren (vgl. Butler 1991: 25ff)

¹⁸ Vgl. Zweites Kapitel „Das Verbot, die Psychoanalyse und die Produktion der heterosexuellen Matrix“ in Butler 1991: 63ff.

tution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt – beziehungsweise beitragen soll.“ (Degele 2008: 89)

Einfacher gesagt sei Heterosexualität die normale, ursprüngliche und legitime Form der Sexualität, die auf dem System von genau zwei unterschiedlichen biologischen Geschlechtern basiert, sich als „natürlich“ präsentiert und als Norm (von der es natürlich auch immer wieder Abweichungen gibt) verstanden sein will. Auch anhand der Definition des Begriffes „Heterosexualität“ in Wahrigs Deutschem Wörterbuch aus dem Jahr 1991 zeigt Hark, wie dieser Begriff mit „Empfinden“ und „Normalität“ assoziiert wird und somit unter anderem die eigentliche „Unnatürlichkeit“ der Heterosexualität verdunkelt (vgl. Hark 2005: 293). Auch Degele berücksichtigt, dass die in ihrer Definition charakterisierten Muster größtenteils unbewusst sind (oder sein können). Auch deshalb vergleicht sie die Heteronormativität mit Bordieus Habitus-Konzept, das als System dauerhafter Dispositionen und strukturierender Strukturen der gesellschaftlichen Praxis ebenso auf der Basis der unbewussten Verinnerlichung funktioniert. Darüber hinaus ist die Heteronormativität nicht nur in den Individuen, sondern auch in den gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen eingeschrieben. (vgl. Degele 2008: 89).

Die Aufgaben der *Queer*-Theorie bestehen auch darin, das Entstehen, Funktionieren und die Folgen der Heteronormativität bzw. der heterosexuellen Matrix zu entschleiern, sie sichtbar und bewusst zu machen, die Hetero-, Bi- und Homosexualität als unnatürliche Konstrukte bloßzustellen, die scheinbar natürlich wirkende Kategorisierung innerhalb der Sexualität und folglich das stratifikatorische System der Sexualität, wie es unter anderem Gayle Rubin beschreibt (vgl. Rubin 2003: 80ff), anschaulich zu machen, zu hinterfragen und schließlich im bipolaren Denken (nicht nur hinsichtlich der Sexualität, sondern auch des Geschlechts und der Geschlechterrollen) eine destabilisierende Lücke herbeizuführen. Generell gesehen betreibt die *Queer*-Theorie vorwiegend eine diskurstheoretische Dekonstruktion und übt in Anlehnung an Derrida eine radikale Kritik am Logozentrismus (vgl. Degele 2008: 115). In den Vordergrund rücken vor allem die mannigfaltigen an hierarchische (meist polarisierte) Unterscheidungen gekoppelten Unterdrückungs- und Ausschließungsverhältnisse. Die Unterdrückung erklärenden Modelle wie Patriarchat oder Kapitalismus haben sich mit der Zeit als einseitig und veraltet erwiesen, stattdessen werden sie (oder sollten sie) durch mehrdimensionale Modelle, die das gleichzeitige Zusammenwirken von jeweils mehreren Faktoren (wie Rasse, Klasse, Geschlecht, Sexualität, Herkunft ...) innerhalb des machtpolitischen Spieles und der Herrschaftsstrukturen zu berücksichtigen und zu analysieren versuchen.¹⁹ Außer der einschlägigen Analyse geht es den *Queer*-Studien darum, das Potenzial an Subversion in diesen Systemen zu entdecken, es aufzuzeigen und es vielleicht dadurch zu aktivieren oder anzuregen. Auf diese Weise leistet auch die Theorie einen politischen Beitrag zu *queer*. Selbst Judith Butler beschäftigt sich in ihrem Buch „Körper von Gewicht“ auch mit den politischen Implikationen. Die Analysen des Abschlusskapitels zu *queer* leitet sie mit folgender Fragestellung ein: „Wie erklärt sich, daß ein Begriff, der Erniedrigung signalisiert hat, umgekehrt wurde - »umfunktionalisiert« im Brechtschen Sinne -, um eine Reihe neuer und bejahender Bedeutungen zu bezeichnen?“ (Butler 1997: 307) Bei der Suche nach der Antwort auf diese Frage und bei der Untersuchung von Mechanismen der performativen Macht greift sie auf die Nietzscheanische Zeichen-Kette und Derridas Betonung der Iteration bei performativen Äußerungen zurück. Dabei kommt sie zu folgender Schlussfolgerung:

„Wenn eine performative Äußerung vorläufig erfolgreich ist (und ich schlage vor, daß »Er-

¹⁹ Demzufolge sieht auch Degele in der Intersektionalität eine Perspektive der Queer- und Genderforschung (vgl. Degele 2008: 141ff).

folg« immer nur vorläufig ist), dann nicht deswegen, weil eine Absicht die Sprechhandlung erfolgreich regiert, sondern nur deswegen, weil die Handlung frühere Handlungen echo- gleich wiedergibt und die Kraft der Autorität durch die Wiederholung oder das Zitieren einer Reihe vorgängiger autoritativer Praktiken akkumuliert. Das bedeutet also, daß eine performative Äußerung in dem Maße »funktioniert«, wie sie die konstitutiven Konventionen, von denen sie mobilisiert wird, heranzieht und verdeckt. In diesem Sinne kann kein Begriff oder keine Erklärung ohne die akkumulierende und verschleiende Geschichtlichkeit der Kraft performativ fungieren. Diese Auffassung von Performativität beinhaltet, daß der Diskurs eine Geschichte hat, die seinen heute üblichen Verwendungen nicht bloß vorhergeht, sondern sie bedingt, und daß diese Geschichte die präsentische Sicht des Subjekts als ausschließlicher Ursprung oder Eigentümer dessen, was gesagt wird, wirkungsvoll dezentriert.“ (Butler 1997: 311f)

Daraus ergibt sich, dass die *Queer*-Forschung ihr Augenmerk auf die Formierung der Homosexualitäten richten kann und die Macht des Begriffes *queer*, seinen ursprünglichen Zweck zu entfremden und zu entstellen, näher untersuchen soll. (vgl. Butler 1997: 315)

3. *Queer* in der Literaturwissenschaft

Das theoretische Unterfangen von Butler ließe sich im gewissen Sinne auch als eine Art dekonstruktive Lektüre charakterisieren, denn ihre Gedanken kristallisieren sich im Prozess der Auseinandersetzung mit Brüchen und Unstimmigkeiten in unterschiedlichen theoretischen Schriften. Obwohl sie manchmal auch auf literarische Texte zurückgreift (z. B. Kafkas Text „In der Strafkolonie“), ist ihre Arbeit nicht von literaturwissenschaftlichem Charakter, dies wiederum verhindert jedoch nicht die literaturwissenschaftliche Anwendung ihrer Theorie.

Von Bedeutung ist vor allem die theoretische Wendung zur Körperlichkeit bzw. Materialität der Sprache. Wenn, wie Butler behauptet, das Sprechen eine körperliche Handlung darstellt, ist auch das Lesen nicht anders als körperliche Handlung zu verstehen (vgl. Strowick 2002: 56). Falls die gendertheoretische Rezeptionsästhetik im Lesen vor allem den körpergeschlechtlichen Akt sieht, so sind im Sinne der Trias Geschlecht – Geschlechtsidentität – Begehren auch die Sexualität oder das dem Körper eigene Begehren von der Lektürepraxis nicht zu trennen und ähnlich wie das Geschlecht zur Analysekatgorie der Literaturwissenschaft erklärt wurde, kann auch die Rolle des Begehrens auf der Ebene der textuellen Struktur in Erwägung gezogen werden.

Die Begehrensstrukturen innerhalb des Textes lassen sich auch als „Textbegehren“ zusammenfassen. Dieser Begriff geht auf das psychoanalytisch begründete Postulat zurück, dass die Sexualität nicht nur das Schaffen, sondern auch das literarische Werk selbst prägt und in diesen Strukturen eingeschrieben ist. Ähnlich, wie die feministisch orientierte Literaturwissenschaft vor allem in ihren Anfängen darauf hinweisen wollte, dass die (Literatur-)Wissenschaft von dem „männlichen Standpunkt“ einseitig urteilt und arbeitet, hat in den 70-er Jahren Jacob Stockinger auf die sexuelle Voreingenommenheit der Literatur aufmerksam gemacht. Der Gedanke der textuellen Sexualität impliziert zunächst textuelle Heterosexualität, was in einigen Fällen zu Missverständnissen und anderen Interpretationen des Textes führen kann (vgl. Stockinger 1987: 10). Gewisse Texte sind nämlich auch als „Homotexte“ zu lesen, folglich darf dieser Aspekt des Textes einfach nicht ignoriert oder übersehen werden. Deshalb schlägt er als Ergänzung der üblichen literaturwissenschaftlichen Ansätze das Konzept der sog. Homotextualität vor. Obwohl dieser Terminus in der Literaturwissenschaft keine Resonanz ge-

funden hat, betrachte ich ihn und Stockinger als Vorläufer der in den 80-er Jahren herausgearbeiteten Methode des Queer Reading.

Erheblicher Verdienst dabei gehört der Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick, der angeblichen „Queen Mum of Queer-Theory“ (vgl. Kraß 2004: 238). Ihre Arbeit hing vorerst mit „Gay Studies“ zusammen und hat später zur Formierung der *Queer*-Studien beigetragen. Sedgwicks interessante Untersuchungen reichen in die 80er Jahre zurück und fokussieren vor allem die Problematik der Homosexualität in der englischen Literatur. Für die *Queer*-Theorie sind unter anderem ihre Publikationen „Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire“ und „Novel Gazing. Queer Readings in Fiction.“ aufschlussreich. In dem erst genannten Buch entwickelt Sedgwick ein spezifisches hermeneutisches Verfahren zur Analyse homosozialer Begehrensstrukturen im Text. Unter dem soziologisch geprägten Begriff homosoziales Begehren (homosocial desire) wird eine Ansammlung von affektiven Beziehungen zwischen Personen desselben Geschlechts verstanden, die obligatorisch als Verwandtschaft, Freundschaft, Mentorenschaft, Bewunderung, Unterordnung, Rivalität etc. ausgetragen werden können (vgl. Kraß 2004: 239; Sedgwick 1992: 251). Diese homosozialen Bindungen unterliegen einer ständigen Regulierung und andererseits strukturieren sie die gesamte öffentliche oder heterosexuelle Kultur. Zum einen kann man hier die Regulierung im Sinne von Foucault mit der Machtstrategie gleichsetzen. Als regulatives Dispositiv wirkt die sog. männliche homosexuelle Angst (male homosexual panic), mit anderen Worten eine „stark psychologisierte säkulare Homophobie“ (vgl. Sedgwick 1992: 249). Zum anderen benutzt Sedgwick das kulturologische Modell von Lévi-Strauss, in dem die Konstituierung der Kultur an Exogamie gebunden ist. Die globale Tauschbeziehung innerhalb der Kultur findet immer zwischen Männern statt, die Frau spielt dabei lediglich die Rolle eines Tauschobjektes. So gesehen kann in Anlehnung an Heidi Hartmann auch das System des Patriarchats als Komplex hierarchischer auf Abhängigkeit und Solidarität beruhender Beziehungen zwischen den Männern betrachtet werden, die gemeinsam auf das Beherrschen der Frauen abzielen (vgl. Sedgwick 1992: 249). Die Homosexualität stellt innerhalb dieses homosozialen Spektrums einen „Ort der Machtausübung“ dar, der am stärksten eben diejenigen Männer kontrolliert, die sich gegen das Homosexuelle definieren. Vor allem diese Männer geraten in die Zwickmühle zwischen Manipulierbarkeit und Bereitschaft zur Gewalt (vgl. Sedgwick 1992: 250f).

Im Bezug auf die englische Literaturgeschichte diagnostiziert Sedgwick als Ort der Austragung der männlichen Angst vor Homosexualität zuerst das postromantische Genre des paranoischen Schauerromans (paranoid Gothic) und anschließend die Werke der Literatur um die Jahrhundertwende (19./20. Jh.), in deren Mittelpunkt die Figur des Jungesellen steht. In „Between Men“ steht die Untersuchung der Romane des 18. und 19. Jahrhunderts im Vordergrund. Ihre Analysen weisen eine enge Verknüpfung zur Methode der Dekonstruktion auf und als Instrument greifen sie insbesondere auf das Element der Figurenkonstellation zurück. Das zentrale Konfigurationsschema basiert in den analysierten Werken auf dem sog. erotischen Dreieck (erotic triangle), das psychoanalytisch mit dem ödipalen Dreieck (Sohn – Mutter – Vater), kulturanthropologisch mit dem Prinzip der Exogamie und literaturwissenschaftlich mit dem Lektüremodell des triangulären Begehrens nach René Girard zusammenhängt.

Bei der Analyse und dem Vergleich der Figurenkonstellationen bei unterschiedlichen Autoren konzentriert sich Girard auf die Struktur des Dreiecks, das er nicht als Gestalt, sondern intersubjektiv und als „konsequent durchgezogene systematische Metapher“ versteht. (Vgl. hier und im Weiteren die Anmerkung 2 bei Girard 1999: 323). Er geht in seinen Überlegungen unter anderem davon aus, „daß die großen Schriftsteller im Vollzug ihrer Werke intuitiv und konkret, wenn nicht formal jenes System wahrnehmen, in dem sie wie ihre Zeitgenossen ursprünglich gefangen waren“ (Girard 1999: 323). Die These von Girard lässt sich in der

queeren Perspektive mit dem System der Heteronormativität verbinden und als Frage nach dem Maß einer intuitiven und konkreten Einverleibung des heteronormativen Systems in den literarischen Werken stellen.

Um zurück auf die Bedeutung des triangulären Begehrens zu kommen: Die meisten Subjekt-Objekt-Beziehungen sind nicht einfach nur cartesianisch linear, sondern sie stehen und entwickeln sich in der Regel unter Einfluss eines Mittlers. Das Subjekt begehrt eigentlich das Begehren des Mittlers und an der Kristallisation dieser Beziehungen sind grundsätzlich Eitelkeit oder Leidenschaft beteiligt. Das Subjekt und der Mittler können sogar zu Rivalen werden. „Die Vermittlung erzeugt ein mit dem Begehren des Mittlers vollkommen identisches zweites Begehren. Das will heißen, daß stets zwei *sich widerstreitende* Begehren im Spiel sind. Der Mittler kann seine Rolle als Vorbild nicht mehr spielen, ohne zugleich die Rolle eines Hindernisses zu übernehmen oder angeblich zu übernehmen.“ (Girard 1999: 16f) Die Art der Vermittlung unterscheidet sich je nach der Größe der zwischen Subjekt und Mittler bestehenden Distanz, die einer geistigen Natur ist. So spricht Girard entweder von der externen oder internen Vermittlung. Entweder sind die Sphären des Mittlers und Subjekts unabhängig oder die Distanz zwischen dem Subjekt und dem Mittler ist so gering, dass sie sich sogar überschneiden (vgl. Girard: 1999: 18). Das Grundscheema des triangulären Begehrens ist eigentlich sehr variabel und kann verschiedene Formen annehmen: „Das Begehren gemäß dem *Anderen* ist immer das Begehren, ein *Anderer* zu sein. Es gibt ein einziges metaphysisches Begehren, doch die einzelnen Begehren, in denen sich dieses ursprüngliche Begehren konkretisiert, variieren unendlich“ (Girard 1999: 91). Abhängig davon, ob ein Schriftsteller in seinem Werk die Existenz des Mittlers aufdeckt oder nicht, wird er als romanesk oder romantisch bezeichnet. Der romantische Schriftsteller lässt also die Beziehung zum Mittler hinter einem Schleier, der romaneske dagegen enthüllt sie. Die Aufdeckung geschieht dabei vorwiegend unter Anwendung der Ironie (vgl. Girard 1999: 24ff). Die unterschiedliche literarische Schilderung bedarf schließlich zweierlei Lesestrategien, denn einerseits ist das Begehren vom Erzähler eingeleitet (romanesker Typ) oder aber muss dessen Analyse „gegen den Text“ geleistet werden (romantischer Typ) (vgl. Kraß 2004: 240f). Hier sollte man aber meines Erachtens das von Kraß gemeinte Gehenlesen der Texte nicht mit ähnlichen Vorhaben der dekonstruktiven Lektüren verwechseln.

Girard grenzt sich bei seiner Konzeption des triangulären Begehrens bewusst von dem strukturalistischen und mechanistisch wirkenden Modell von Lévi-Strauss ab und betont die zwar durchsichtige, jedoch geheimnisvoll undurchdringliche Art der zwischenmenschlichen Beziehungen, die auch irrational und chaotisch wirken können. Sedgwick dagegen, die die Dreieckskonstellationen von Girard modifiziert, kehrt ganz bewusst zu dem kulturologischen Ansatz von Lévi-Strauss zurück (vgl. Sedgwick 1992: 249). Andreas Kraß bemerkt außer dieser Öffnung zugunsten der Psychoanalyse und Ethnologie noch weitere zwei Aspekte der von Sedgwick unternommenen Modifikation, und zwar die Fixierung des Dreiecks auf die Konstellation der Rivalität zweier Männer um eine Frau und in der literaturwissenschaftlichen Anwendung dieses Modells zur Analyse der unter der heteronormativen Textoberfläche verborgenen Begehrensstrukturen eines Textes (vgl. Kraß 2004: 241). Der Beitrag von Sedgwick hilft unter anderem die Beziehungen zwischen den Männern aus dem Kontext des männlichen homosozialen Begehrens verständlich zu machen und sie zu erklären. Bei Girard dagegen stiftet das Moment einer homoerotischen bzw. homosexuellen Beziehung innerhalb gewisser triangulärer Konstellation eher Unklarheit und Verwirrung: „Nichts wird einsichtig, nichts wird verständlich, wird das trianguläre Begehren auf eine für den Heterosexuellen zwangsläufig undurchschaubare Homosexualität zurückgeführt. Ergiebiger wäre das Ergebnis, würde man die Sinnrichtung der Erklärung umkehren. Man muß versuchen, gewisse Formen der Homosexualität vom triangulären Begehren her zu begreifen.“ (Girard 1999: 55) Eine solche

Erklärung der Homosexualität wäre jedoch nichts Anderes als nur eine verschobene Bedeutung, ein Versuch das eine Konstrukt aus einem anderen abzuleiten. Zweitens, wie Kraß meint, zeugt dieses Verständnis vom Festhalten an psychoanalytisch-psychopathologischen Erklärungen (vgl. Kraß 2004: 241f) und drittens sind literarische Texte eher Abbilder der konstruierten Realität, als dass sie selbst die performative Kraft zur Konstruktion der außertextuellen Wirklichkeit hätten. Auf die Schwachstellen des Girardschen Begehrens verweist auch Jason Edwards. Er behauptet: „whilst Girard suggested that the potential solidarity of heterosexual men’s relationships to one another could be both secured and fractured by their triangular relations with women, his analysis did not take account of the way in which straight men’s close, often apparently eroticised relationships to one another in triangular relations were fractured by homophobia and homosexual panic.“ (Edwards 2009: 35) Eben die Homophobie und die männliche homosexuelle Angst gehören laut Sedgwick zu den wichtigen Elementen, die in die gleichgeschlechtlichen sozialen Strukturen wesentlich eingreifen und das homosoziale Spektrum spalten, wie schon vorher beschrieben wurde. Das homosoziale Begehren äußert sich dabei in der triangulären Konstellation Mann – Frau – Mann, in der die Männer scheinbar als Rivalen auftreten. Indem jedoch die Frau die Rolle eines Mittlers spielt, kommt eigentlich die gegenseitige Beziehung der Männer zustande.

In der Auseinandersetzung mit Sedgwick bezeugt Kraß außerdem weitere drei Variationen des erotischen Dreiecks und macht hiermit die Einseitigkeit ihres ursprünglichen Rivalitätsmodells eindeutig.²⁰ In diesem Sinne möchte ich an die Idee des oben erwähnten metaphysischen Begehrens bei Girard erinnern und auch die Weiterführung der Variationen von Kraß als nicht abgeschlossen verstehen. Die Frage danach, welcher Möglichkeiten des erotischen Dreiecks auf der Folie des homosozialen Begehrens sich die literarischen Texte bedienen, soll zum Bestandteil der *queeren* literaturwissenschaftlichen Untersuchungen werden. Diesbezügliches Fragen, wie Edwards verdeutlicht, erfolgt jedoch nicht etwa im Sinne: „Am I or is this author, character, or text gay?“ (Edwards 2009: 45), sondern soll eher mit der Auffassung der Sexualität als unabgeschlossenes Projekte verbunden werden.

Die spezifische Frage nach dem gleichgeschlechtlichen Begehren steht vor allem mit der Strategie des sog. „Queer Reading“ in Verbindung, die laut Andreas Kraß „nicht nach dem Begehren des Autors, sondern des Textes fragt. Dieses Begehren entscheidet sich nicht an der sexuellen Präferenz seines Verfassers, sondern es bildet sich ab in der Poetik und Ästhetik des Textes, in bestimmten Figurenkonstellationen, in metaphorischen und metonymischen Konfigurationen“. (Kraß 2004: 238). Im Großen und Ganzen kann *Queer Reading* als Semiotik kultureller Texte verstanden werden. Diese besondere Lesart, wie sie Kraß an einer anderen Stelle definiert, „fragt [...] nach erotischen Subtexten und Schattengeschichten, die der heteronormativen Zeichenökonomie einer literarischen (bzw. filmischen) Erzählung zuwiderlaufen. Sie rechnet mit der Möglichkeit eines Textbegehrens, das in einer unterschweligen symbolischen Ordnung kodiert und nicht mit jenem Begehren deckungsgleich ist, das sich in den Stimmen des Autors, des Erzählers und der Figuren artikuliert“. (Kraß 2003: 22) Dabei könnte hier das in der Definition von Kraß formulierte literarische Erzählen im Sinne der transgenerischen Narratologie auch als lyrische oder dramatische Narration verstanden werden.

Das *Queer Reading* und der theoretische und historische Standpunkt der *Queer*-Studien sind hauptsächlich eine fächerübergreifende Frageperspektive (vgl. Kraß 2003: 20ff.), womit zu bedenken wäre, ob hier überhaupt von einem neuen methodischen Ansatz die Rede sein

²⁰ Außer der primären Rivalität von zwei Männern um eine Frau unterscheidet Kraß noch folgende Varianten: a) eine Frau begehrt zwei befreundete Männer; b) die Frau übernimmt die Rolle eines Rivalen um einen Mann zu gewinnen, c) zwei Männer gründen ihre Freundschaft auf dem gemeinsamen Begehren eines abstrakten Objektes. Mehr dazu vergleiche bei Kraß 2004: 242.

kann. Andere TheoretikerInnen sprechen dagegen direkt von *queeren* Methoden und der *queeren* Methodik (vgl. Jagose 2005: 169). Völlig eindeutig ist jedoch, dass die methodischen Zugänge der *Queer*-Theorien einen gemeinsamen Nenner mit den gegenwärtigen feministischen und Gender-Studien haben. Wie in diesen, dominieren auch in der *Queer*-Theorie insbesondere poststrukturalistische, psychoanalytische, dekonstruktivistische und diskursanalytische Ansätze. Auf jeden Fall soll jedes *queere* Projekt immer auch das Durchque(e)ren und Hinterfragen der eigenen theoretischen Positionen begleiten, sonst wäre seine kritische Absicht eigentlich nur Impotenz. Auch aus diesem Grund ist es notwendig, sich die Fragen hinsichtlich der Möglichkeiten des *queeren* Lesens zu stellen.

4. Kritik an *Queer*

Aus der Sicht der Literaturwissenschaft und der Rezeptionsästhetik kann das „Queer Reading“ ähnlich wie die feministische Rezeption von Literatur auf die Art und Weise hinterfragt werden, wie es zum Beispiel Jutta Osinski macht. Bei ihrem Versuch die feministischen Literaturtheorien zu systematisieren, stellt sie sich hinsichtlich der Rezeption der Literatur eine schlicht lautende Frage: „Analytisches oder travestierendes Lesen?“ (Osinski 1998: 171). Dabei assoziiert sie die analytisch verfahrenen ideologiekritischen und diskursanalytischen Ansätze vor allem mit dem sog. New Personalism. Als Gegensatz dazu betrachtet sie das dekonstruktive Lesen. Bei dessen Erörterung kommt sie zu der prägnanten Aussage: „Es hat sich in der Literaturwissenschaft nicht durchgesetzt.“ (Osinski 1998: 172). Sie subsumiert unter dem dekonstruktiven Lesen Lektüreverfahren des Parodierens, Travestierens und spiegelnden Wiederholens. Diese seien, so Osinski, fachwissenschaftlich nicht konsensfähig und entziehen sich jeder Diskussion über die Texte. Insgesamt räumt sie den dekonstruktiven Lektüren eher den Stellenwert einer Theorie als Praxis ein und spricht sogar von einer Verwechslung, da die dekonstruktiven Lektüren angeblich nur Theoremen von Lacan, Derrida oder der *écriture féminine* auf literarische Texte projizieren statt sie zu dekonstruieren. Das Ergebnis sind immer nur analytische Zugänge, weil nur diese in der Literaturwissenschaft diskursfähig sind (vgl. Osinski 1998: 172).

Parallel zu einem Teil von Osinskis Schlussfolgerung hinsichtlich des feministisch-ideologiekritischen Lesens²¹ würde das *Queer Reading* ein von der *queeren* Erfahrung ausgehendes Lesen darstellen. Die Frage, ob oder inwieweit die Dekonstruktion eines Textes unter dem *queeren* Aspekt möglich ist, oder ob sich das sog. analytisch-objektivierende Leseverfahren nur mit den Theorien koppelt, erinnert an die erwähnte Überlegung zwischen *Queer* als Methode und *Queer* als Frageperspektive.

Die dekonstruktiven Verfahren sind auf keinen Fall mit der De(kon)struktion der Texte an sich verbunden und bedeuten kein Verneinen des analytischen Lesens. Das, was z. B. die feministischen dekonstruktiven Lektüren leisten, bezeichnet Barbara Vinken als Defiguration. Dies wäre ihrer Meinung nach die erste Phase der Dekonstruktion im Feminismus (vgl. Vinken 1992: 23ff). Die Defiguration hat unter anderem zu der radikalen Relektüre des männlichen Kanons beigetragen, bei der sich die Positionen und das Verhältnis von Männlichkeit und Weiblichkeit als figural erwiesen haben. In der anschließenden Phase der Refiguration geht es vor allem um die Frage, wie sich der scheinbare Essenzialismus (der Männlichkeit und Weiblichkeit), den die Defiguration enthüllt hat, verschieben lässt. Auf der theoretischen Ebene sieht die Dekonstruktion eine der möglichen Lösungen in der Travestie oder Parodie der Geschlechter. Diese subversiven Strategien überschneiden sich teilweise auch mit dem *Queer*-

²¹ Osinski spricht von einem naiv-identifikatorischen Lesen (vgl. Osinski 1998: 173).

Reading. Einige Impulse hinsichtlich derartiger performativer Subversion bringt Judith Butler ein in die feministische Debatte. Im Gegensatz zu den Ansichten der anderen Feministinnen, die in den Praktiken der Travestie und der sexuellen Stilisierung eine Herabsetzung der Frauen oder Übernahme der gesellschaftlichen Stereotypen sehen, meint Butler, dass die Perforanz der Travestie auf die Unstimmigkeiten zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität verweist und somit die Geschlechtsidentität entnaturalisieren, also dekonstruieren kann. Die Parodie/Travestie

„setzt nicht voraus, daß es ein Original gibt, das diese parodistischen Identitäten imitieren. Vielmehr geht es gerade um die Parodie des Begriffs des Originals als solchen. [...] sie ist eine Produktion, die effektiv - d. h. in ihrem Effekt - als Imitation auftritt. Diese fortwährende Verschiebung ruft eine fließende Ungewissheit der Identitäten hervor, die ein Gefühl der Offenheit für deren Re-Signifizierung und Re-Kontextualisierung vermittelt.“ (Butler 1991: 203)²²

Zu ersetzen wäre dabei noch der Begriff der Identität durch Interpretation bzw. durch Bedeutung eines Textes, die im Prozess der Lektüre entsteht.

Ohne sich einer Übertragung der Gedanken ins System der Literaturwissenschaft bedienen zu müssen, können an dieser Stelle direkte Überlegungen zu der Analyse der Figur der Prosopopöie aufgegriffen werden, mit denen sich innerhalb der feministischen Dekonstruktion in Deutschland vor allem Bettine Menke auseinandersetzt. Die Prosopopöie (Figur der Verleihung der Stimme) erweist sich als die rhetorische Figur, die den ganzen feministischen Diskurs trägt. Indem der Feminismus im Namen der Frau spricht, setzt er in der Theorie das Subjekt der Frau voraus, den er eigentlich erst anschließend rhetorisch produziert. Der traditionelle Feminismus, der auf der Essenzialität des Weiblichen beharrt, übersieht auf diese Art und Weise seinen blinden Fleck. Der dekonstruktive Feminismus, wenn er sich als Feminismus bezeichnet, kann auch diesen blinden Fleck nicht überwinden oder sich vor ihm retten, ein Vorteil ist jedoch eben die Einsicht und das Bewusstsein der eigenen rhetorischen Verfasstheit (vgl. Menke 1992: 437). Diese Einsicht ist auch bei dem *queeren* Lesen unbedingt erforderlich. Es muss uns vor Augen geführt werden, dass die Rahmenlinien der jeweiligen Perspektive (bzw. Methode) jeweils einen blinden Fleck im Spiel lassen, der unumgänglich ist und dass die Möglichkeit (oder eher die Unvermeidbarkeit) eines Verlesens und Missverständnisses immer vorbehalten bleibt. Das dekonstruktiv verstandene *misreading* hat nämlich immer eine produktive Dimension. Als Beispiel könnte hier die Rezeption der früheren Butler in Deutschland (einschließlich der Missinterpretationen ihrer Texte) erwähnt werden, die zu einem Umdenken und Weiterführen der Theorie von Gender und *Queer* beigetragen haben. Zum Abschluss ihres Vorwortes zu dem späteren Buch „Körper von Gewicht“ formuliert Butler deswegen mit Vorsicht: „Mit der kritischen Neuformulierung unterschiedlicher Formen theoretischer Praxis, einschließlich feministischer und *Queer*-Forschung, soll kein programmatischer Text vorgelegt werden. Und doch – als ein Versuch meine »Intentionen« zu klären, scheint ihm bestimmt zu sein, eine Reihe neuer Missverständnisse hervorzurufen. Ich hoffe, sie werden sich zumindest als produktiv erweisen.“ (Butler 1997: 17). Eine ähnliche Erwartung von produktiven Missverständnissen hege auch ich im Zusammenhang mit der Rezeption dieses Aufsatzes.

²² Interessant ist ebenso Butlers Überlegung hinsichtlich der Angemessenheit des terminologischen Gebrauchs des Begriffes Parodie, den sie in Anlehnung an Frédéric Jameson vielleicht eher durch Pastiche ersetzen würde (vgl. Butler 1991: 203f).

Literaturverzeichnis

- Braun, Christina. von** (2000): Gender, Geschlecht und Geschichte. – In: *Gender-Studien. Eine Einführung*. Hrsg. von Christina von Braun und Inge Stefan, 16–57. – Stuttgart u. a.: Metzler.
- Butler, Judith** (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. – Frankfurt am Mai: Suhrkamp.
– (1997): *Körper von Gewicht*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Degele, Nina** (2008): *Gender / Queer Studies: Eine Einführung*. – Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.
- Edwards, Jason** (2009): *Eve Kosofsky Sedgwick*. – New York: Routlage.
- Foucault, Michel** (1983): *Der Wille zum Wissen: Sexualität und Wahrheit 1*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Genschel, Corinna – Lay, Caren – Wagenknecht, Nancy – Woltersdorff, Volker** (2005): Anschlüsse (zu der deutschen Ausgabe). – In: Annemarie Jagose: *Queer Theory: Eine Einführung*. Hrsg. von C. Genschel, et al., 167–194. – Berlin: Querverlag.
- Girard, René** (1999): *Figuren des Begehrens: Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität*. – Wien: Thaur.
- Halperin, David** (2003): Ein Wegweiser zur Geschichtsschreibung der männlichen Homosexualität. – In: *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität*. Hrsg. von Andreas Kraß, 171–220. – Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Hark, Sabine** (2004): Queering oder Passing: Queer Theory – eine „normale“ Disziplin? – In: *Gender Studies: Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*. Hrsg. von Therese Frey Steffen u. a., 67–82. – Würzburg: Königshausen und Neumann.
– (2005): Queer Studies. In: *Gender @ Wissen: Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Hrsg. von Christina von Braun – Inge Stephan, 285–303. – Köln u. a.: Böhlau Verlag.
- Jagose, Annamarie** (2001): *Queer Theory: Eine Einführung*. – Berlin: Querverlag.
- Kraß, Andreas** (2003): *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
– (2004): Queer Lesen: Literaturgeschichte und Queer Theory. – In: *Gender Studies: Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*. Hrsg. von Therese Frey Steffen u. a., 233–248. – Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Menke, Bettine** (1992): Verstellt: Der Ort der „Frau“. – In: *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika*. Hrsg. von Barbara Vinken, 436–476. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Metzler-Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung** (2002). Hrsg. von Renate Kroll. – Stuttgart: Metzler.
- Osinski, Jutta** (1998): *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*. – Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Poole, Ralph J.** (1995): Vom Einzug der Gay Studies in die Hochschulen. – In: *Forum Homosexualität und Literatur 23. 1995/23*. Hrsg. von Wolfgang Popp, 117–122. – Siegen: Universität – GH Siegen.
- Rubin, Gayle** (2003): Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik. – In: *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität*. Hrsg. von Andreas Kraß, 31–79. – Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Sedgwick, Eve Kosofsky** (1992): Das Tier in der Kammer: Henry James und das Schreiben homosexueller Angst. – In: *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika*. Hrsg. von Barbara Vinken, 247–278. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
– (2003): Epistemologie des Verstecks. – In: *Queer Denken: Queer Studies*. Hrsg. von Andreas Kraß, 113–143. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sinfield, Alan** (2005): *Cultural Politics – Queer Reading*. – Pennsylvania: University of Pennsylvania Press.
- Spargo, Tasmin** (2001): *Foucault a teorie podivného*. – Praha: Triton, 2001.
- Stockinger, Jacob** (1987): Homotextualität – ein Vorschlag. – In: *Forum Homosexualität und Literatur 2/1987*, 5–26. – Siegen: GH-Siegen.
- Strowick, Elisabeth** (2002): Letters That Matter. Zu einer feministischen Rhetorik des Lesens. – In: *Gender Revisited: Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*. Hrsg. von Katharina Baisch u. a., 53–74. – Stuttgart; Weimar: Metzler.
- Vinken, Barbara** (1992): *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.